



## Wir kommentieren

**Der Studenten geistige Lage:** 1. Drei Merkmale an deutschen Hochschulen: Anwachsen der Zahl – Loser Kontakt mit Professoren, nur Fachausbildung, Studenten als «Anstaltsbenutzer» – Nicht verbindliche Ideale der Vergangenheit – 2. Mentalität der Gegenwartsstudenten: Nüchternheit: Humane Wahrheitsfrage weniger direkt gestellt – Als Lebensfrage trotzdem vorhanden – Sachlichkeit – Unsicherheit: Daseinsangst und nur relativ präsente Kirche – Lebenshunger und Fremdheit gegenüber autoritärer Kirche – Offenheit für konkrete Lebenshilfe – Vereinzelung: die pluralistische Gemeinde – Der antlitzlose und der persönlich geprägte Mensch – Attentismus: Empfinden für das Geschichtliche – «Abwarten».

**Zur Frage der Entstehung des Weltalls:** Die Beobachtung des Radioastronomen Martin Ryle – Zwei Theorien zur Frage der Weltausdehnung: 1. das «evolutive Weltall» Georges Lemaitres – Ryles Beobachtung bestätigt Lemaitre – 2. das «stationäre Weltall» Fred Hoyles: die durchschnittliche Dichte bleibt sich immer gleich – Ryles Beobachtung widerspricht dem – Gottes Schöpfungstätigkeit in der ersten Theorie leichter verständlich.

**Israels Entwicklungshilfe:** Der Liebling der

Entwicklungsländer – Israel paßt sich am besten an – Zahlen und Fakten – Wie es zu Israels Ansehen kam – Hilfe an Burma – Vom rechten Abzählen und vom rechten Zuraten – Vorzüge Israels: Konkrete Hilfe in praktischer Handreichung – Passende gesellschaftliche Formen – Lehre für uns.

## Exegese

**Das Bewußtsein Christi im Modernismus** (zum Buch René Marlés über den Briefwechsel Loisy-Blondel): Das Anliegen Loisy am Beispiel vom Nichtwissen Jesu über den Zeitpunkt des Weltendes – Die Tragik Loisy – Theologie gegen geschichtliche Wahrheit? – In den Texten finden, was nicht drin ist? – Loisy scheinbar sachlicher Standpunkt – Deutung Jesu durch die Apostel: Die Antwort Blondels – «die Synoptiker bieten den objektiven Aspekt und wahrscheinlich sehr wenig von der inneren Wirklichkeit Christi» – Der historische Jesu: Zur heutigen Diskussion – Sind die Übermalungen der ersten Gläubigen abzukratzen? – Erkenntnis eines anderen ist ein progressiver Vorgang – Die Wirklichkeit der Person erschließt sich nur der Philosophie – Krise der Philosophie: Deutung der Erfahrung – Ein rein begrifflicher Standpunkt genügt nicht – Gott hat es gefallen, alle Intellektuellen zu ent-

täuschen – «Die Geheimnisse seiner Liebe nur der Liebe zu erschließen» – Die Wirklichkeit ist ein geistiger Dynamismus.

## Politik

**Pokerspiel um Laos:** Geschichte, Land und Leute – 1. Das Tauziehen: die Kräfte: Die Pathet Lao-Bewegung – Katay Sasorith – Suvanna Phouma – Die Regierung der «nationalen Einheit» und ihr Ende – Der Fallschirmjäger Kong Le – Ministerpräsident Suvanna Phouma – Der beleidigte General Phoumi Nosavan und die Regierung Bun – 2. Soll Laos neutral sein? – Thailand sagt nein und warum – Die Briten sagen ja – ihre Schlüsselfigur ist Suvanna Phouma – Kennedy bekehrt sich – Neutralität nach dem Beispiel Österreichs? – Kann Amerika umdenken? – Die Rolle der Katholiken.

## Bücher

**Liesel Nikolaus: Die Liturgien der Ostkirche:** Zwölf verschiedene Riten – Ihr Aufbau und ihre Verbreitung – Texte: Perlen östlicher Frömmigkeit.

**Rahner Karl: Schriften zur Theologie IV:** Ein Buch neufragender und suchender Theologie – zentrale Themen: Geheimnis, Symbol, Wort und Eucharistic, Leben der Toten, Theologie der Macht ...

## KOMMENTARE

### Veränderte Verhältnisse an der Universität

(Aus einem Bericht des Studentenpfarrers in Frankfurt/Main)

► In den letzten 10 Jahren ist die Zahl der Studierenden an westdeutschen Universitäten und Technischen Hochschulen von 150 000 auf gegen 270 000 emporgeschwollen. Die Frankfurter Universität, nach Gebäuden und Ordinariatsbesetzung bis vor wenigen Jahren auf 4000 Studenten berechnet, zählt mittlerweile etwa 10 000 eingeschriebene Studierende. Unter diesen bilden die rund 3000 Katholiken die Katholische Studentengemeinde.

► Das Anschwellen der Hörerzahl bewirkte, daß die latente Universitätskrise offenbar wurde. Der menschliche Kontakt zwischen Professoren und Studenten – das erste Konstitutiv der deutschen Universität – ist sehr locker geworden. Die Universität als Stätte humaner Bildung ist weithin zu einem

Bündel für höhere Fachschulbildung geworden. In zunehmendem Maße suchen die Studierenden an der Hochschule vorrangig und zum Teil ausschließlich die Ausbildung für ihren Beruf: sie betrachten sich weniger als Kommilitonen denn als Anstaltsbenutzer.

► Die jungen Menschen, die heute zur Universität kommen, unterscheiden sich von den Nachkriegsgenerationen darüber hinaus anscheinend in wesentlichen Punkten: sie scheinen durchwegs Spätentwickler zu sein, die weniger von der Tradition geprägt als ihre Vorgänger sich auf die Bewältigung einer Lebensaufgabe einstellen, zu deren Meisterung sie von der älteren Generation zwar Hilfe erwarten, aber leicht ernüchert und zurückhaltend befürchten, daß ihnen die fällige Hilfe höchstens unzureichend geboten wird. Ideale und Leitbilder der Vergangenheit werden in der dargebotenen Form nicht mehr als verbindlich angesehen.

Die Mentalität des Gegenwarts-Studenten läßt sich auf Grund

von Beobachtungen vielleicht mit Hilfe der Begriffe: Nüchternheit, Unsicherheit, Vereinzlung und «Attentismus» andeutend beschreiben.

### Nüchternheit

Das Elternhaus in Westdeutschland dürfte heute überwiegend pragmatisch orientiert sein: Wenn schon die höhere Schule in erster Linie zur Sicherung einer bestimmten sozialen Position in der Wettbewerbsgesellschaft aufgesucht wird, erfolgt der Besuch einer Universität in der Regel vielleicht aus ähnlichen Motiven. Die notwendige Spezialisierung im Fachgebiet läßt dann zwar die Frage nach «Richtigkeit» und Verwendbarkeit der Erkenntnisse als wichtig erscheinen, die humane Wahrheitsfrage hingegen wird weniger direkt gestellt.

Trotzdem tritt sie, wenn auch verhüllt, nicht selten als Lebensfrage auf. In der Diskussion und vor allem im Einzelgespräch hat die erörterte Thematik nicht selten einen biographischen Hintergrund und symptomatischen Platz. Geistigkeit, Ethos und Religiosität zeigen sich als Untergrund des Wunsches, die eigene personale Gestalt in der als mächtig empfundenen gesellschaftlichen Wirklichkeit nach immanentem Gesetz zu entfalten. So gesehen bietet die verbreitete pragmatische Einstellung aufs ganze gesehen auch eine bedeutsame Hilfe für den seelsorglichen Dienst, wenn dieser mit dem Blick auf den jeweiligen Adressaten der christlichen Botschaft in intellektueller Redlichkeit, Mitmenschlichkeit, in Respekt und Vertrauen versucht wird. Daneben gibt es eine geringere Zahl von Studenten, die aus weniger pragmatischer und mehr universitätsnaher Begründung ihr Studium aufnehmen. Aber auch diese mißtrauen dem Pathos und der Dekoration und erwarten unbedingt Sachlichkeit – auch vom Seelsorger.

### Unsicherheit

Daseinsangst und Lebenshunger scheinen unter den Studierenden weit verbreitet. Das neuzeitliche Zutrauen in Fortschrittsdenken und zur Beständigkeit der Verhältnisse ist geschwunden. Darüber hinaus sind im öffentlichen Bewußtsein weder die Ehrfurcht vor dem Menschen noch vor den Werten des Heiligen als selbstverständlicher Besitz noch verankert. Die Analyse der Erfahrungswirklichkeit in Makro- und Mikrokosmos bietet für die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach dem Unendlichen kein Gegenüber.

Das Erscheinungsbild der Kirche wirkt seinerseits noch «neuzeitlich befangen»: Der antireformatrische Affekt und die noch mangelnde Bejahung der naturwissenschaftlich-technischen Welt läßt die Kirche in der Gegenwart nur als relativ präsent erscheinen. Das nahezu fehlende Konzept für eine «christliche Weltfrömmigkeit» scheint daher eigentlich nur in den Fachbereichen Theologie und Pädagogik dem Christen noch eine Zukunft zu geben.

Daneben aber meldet sich der Lebenshunger elementar. Wegen des Fehlens eines öffentlichen Bewußtseins in Bezug auf Ethos und gute Sitte sind die jungen Menschen in der Phase der Ausprägung ihrer Persönlichkeitsgestalt und des Zugriffs auf die Welt befangen und in hohem Maße unsicher, was sich in besonders starker Weise bei der weiblichen Studentenschaft zeigt. Typische Fehlleistungen sind die gelegentliche Folge.

Die Fremdheit gegenüber bestehenden Institutionen, vor allem solchen, die mit dem Anspruch auf Autorität auftreten, bezieht auch die Gestalt der Kirche ein. Kirchenpolitische Maßnahmen, auch wenn sie, wie etwa in der Schulfrage, gut begründet sind, werden kritisch registriert und in ihrem Inhalt darauf geprüft, ob sie sich eindeutig von dem Gruppen-Egoismus anderer Institutionen unterscheiden. Deshalb kommt die Heilsbotschaft der Armut vor Gott, die den Menschen reich und gewiß macht, und des selbstlosen Dienstes am Aufbau der zu erstellenden künstlichen Welt, der den Lebenshunger sättigt, noch nicht recht an. Wo immer hingegen konkrete und

praktische Lebenshilfe – wie etwa im bischöflichen Hirtenbrief über das Fernsehen – geboten wird, findet sich bei den Studierenden ein offenes Ohr und eine wachsende Bereitschaft, sich für das Phänomen der Kirche zu interessieren.

Der gegenwärtigen westdeutschen Jugend fehlt das Nachkriegs- und Noterlebnis; der Großteil der Studierenden ist heute wenigstens im Existenz-Minimum gesichert. Trotzdem finden sich nicht selten Reizbarkeit und Kompensationsphänomene. Eine Kirche, die glaubhaft zeigen kann, daß sie dem Menschen hilft, das wirkliche Leben in all seinen Dimensionen, auch in der eigentlich religiösen Dimension, zu meistern, wird heute eine elementare Chance haben können.

### Vereinzlung

Nicht nur die Studentin, sondern auch der Student fühlt sich in besonderer Weise heute vereinsamt. Nur ein Teil der Studentenschaft (in Frankfurt etwa 17 % der Katholiken) schließt sich einer studentischen Lebensgemeinschaft an. Der Überdruck der gesellschaftlichen Wirklichkeit und das gleichzeitige Nachlassen der aus der Vergangenheit kommenden traditionellen Bindungen befördern u. a. Neurosen und Glaubenskrisen (letztere treten nicht selten gerade bei solchen lebenspraktischen und unproblematischen Menschen auf, die bis zum Abitur und Studienbeginn sich für ihren Glauben interessierten und auch eine ernsthafte sakramentale Praxis pflegten, denen aber der Glaube mit zunehmender Lebens- und Welt Erfahrung fremd wird) und wirken sich in der Gemeinde dahingehend aus, daß diese in zunehmendem Maße «pluralistisch» wird. Die Seelsorge muß diesen Pluralismus wahrscheinlich annehmen; sie darf ihn nicht durch ausschließliche Weiterführung traditioneller Pastoralmethoden ignorieren, sonst verkennt sie ihren Dienst, den sie heute dem einzelnen in besonderer Weise schuldet. Es scheint in der Gegenwart eine ursprünglich personalistische Situation entstanden, die neben der Gefahr des antlitzlosen Menschen die große Chance eines persönlich begründeten und verantworteten Glaubens und damit einer Erneuerung der Kirche aus einzelnen und apostolisch eingestellten Eliten bringen kann.

Der Zugang zur Heiligen Schrift und die eigentlich biblische Predigt – auch aus dem «unbekannten» Evangelium und dem Alten Testament – wirken hier lösend und können in ein personales Verhältnis zu Jesus führen; neben der thematischen Predigt scheinen besonders die Homilie und die «Conference» geeignete und pflegebedürftige Formen der Wortverkündigung zu sein. Neben der gläubigen «Annahme seiner selbst» ist es vor allem die Erfahrung, daß man Jesus «lieben» kann, die die Glaubensgestalt zur Reifung bringen.

### Attentismus

Im Gegensatz zum mittelalterlichen Weltverständnis hat die studentische Jugend ein ausgeprägtes Empfinden für das «Geschichtliche». Im gleichen Maße, in dem der Sinn für die Historie zurückgeht, erfahren sich die Menschen als solche, die «auf das Werden gestellt sind». Dazu kommt, daß die jungen Menschen nicht sehen können, wie die Zeit aussieht, die sie einmal bewältigen müssen. Deshalb lassen sie sich Zeit und «warten ab», sie nehmen nicht gern eindeutig Stellung, sind in Reserve gegenüber einer Forderung, sich mit irgendetwas Bekanntem zu identifizieren. Das besagt aber nicht notwendig, daß das Abwarten keine «Erwartung» zum Inhalt hätte und nicht das Potential in sich trüge, einmal Stellung zu nehmen. Jedoch wird diese «Stellungnahme» tiefer verankert und persönlicher begründet sein müssen, als dies in der älteren Generation von Nöten schien. Der Priester wird letztlich danach beurteilt, ob er ein «homo spiritualis» zu sein versucht; seine Spiritualität sollte den «Umweg» der Anteilnahme an den Belastungen und der Chance der veränderten Welt nicht scheuen.

*Othmar Dessauer, Studentenfarrer*

## Entstehung des Weltalls

Kürzlich berichtete der englische Radioastronom Professor *Martin Ryle* vor der «Royal Astronomical Society» in London über eine Beobachtung, die – falls sie sich bewahrheiten sollte – möglicherweise eine Entscheidung in der Frage der Entstehung des Weltalls herbeiführt: in acht Milliarden Lichtjahren Entfernung ist die Anzahl der zusammenstoßenden Galaxien (Milchstraßen) elfmal so groß wie in der näheren Umgebung unserer Milchstraße. Warum ist diese Beobachtung so bedeutend?

► Seit 1958 tastet der 42jährige Professor mit dem interferometrischen Radioteleskop des radioastronomischen Mullard-Observatoriums der Universität Cambridge systematisch das Universum ab. Dieses Instrument besteht aus einem sehr komplizierten, 20 000 qm Fläche bedeckenden, verstellbaren und verschiebbaren Antennensystem. Aus bis jetzt unbekanntem Gründen senden wechselseitig sich durchdringende (zusammenstoßende) oder sehr dicht aneinander vorbeiziehende Milchstraßen eine außerordentlich intensive Radiostrahlung aus. Das macht es uns möglich, viel weiter in das Weltall «hinauszuhorchen» als das mit den optischen Instrumenten der Fall war. Die Sichtweite des 200-Zoll Spiegelteleskops von Mount Palomar beträgt zwei Milliarden Lichtjahre, während das Radioteleskop des Mullard-Instituts bis zu acht Milliarden Lichtjahren – Radiowellen haben dieselbe Geschwindigkeit wie das Licht – in das Weltall vorstoßen kann. Das bedeutet aber, daß Ryle Vorgänge beobachtete, die sich vor acht Milliarden Jahren ereignet haben.

► Die Forschungsgruppe Ryle's stellte fest, daß die Anzahl der Milchstraßenzusammenstöße mit wachsender Entfernung zunimmt. Sie schloss daraus, daß die Galaxien vor acht Milliarden Jahren viel dichter gepackt sein mußten wie heute, daß also die räumliche Ausdehnung des Universums damals wesentlich kleiner war. Diese überproportional große Häufigkeit fernster Radioquellen muß mit einer anderen kosmologischen Erscheinung, mit der sogenannten «Nebelfucht», in Zusammenhang gestellt werden.

► Bereits 1929 deutete der amerikanische Astronom *Edwin Powell Hubble* die Rotverschiebung der stellaren Absorptionslinien als Doppler-Fizeau-Effekt. Die Rotverschiebung im Sternenspektrum (je ferner sich ein Stern von uns befindet, desto mehr verschieben sich die Spektrallinien in die Richtung auf das rote Ende des Farbstreifens hin) ist ein Zeichen dafür, daß das Licht der Sterne bei uns «gedehnt» ankommt, daß sich also die Lichtquelle von uns entfernt. Mit systematischer Kleinarbeit ermittelte Hubble die Fluchtgeschwindigkeit von etwa tausend Galaxien. Dabei ergab sich, daß die Fluchtgeschwindigkeit der Gestirne mit der Entfernung anwächst: das Universum dehnt sich aus mit einer konstanten Geschwindigkeitszunahme von 163 km/sec pro 1 Million Lichtjahre Entfernung (Hubble-Konstante). Die zahlenmäßige Bestimmung dieses Wertes ist mit großer Unsicherheit behaftet und heute bereits überholt. Die Tatsache einer Universumsausdehnung bleibt aber bestehen und wurde zur Grundlage der modernsten Weltentstehungstheorien.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die verschiedenen Antworten auf die Frage der Weltallausdehnung auf zwei einander grundsätzlich widersprechende Theorien der Weltentstehung zugespitzt. Innerhalb von jeder dieser zwei Gedankenrichtungen gibt es freilich zahlreiche Abweichungen in Detailfragen. Viele von diesen Abweichungen sind hochgradig abstrakt und beeinträchtigen die grundsätzlichen Folgerungen nicht. Die Beobachtungen Ryle's scheinen die erste dieser alternativen Theorien zu bestätigen.

### 1.

Die Theorie des «evolutiven Weltalls» wurde von *Abbé Georges Lemaitre*, Professor an der Universität Löwen, derzeitiger Präsident der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, 1927 formuliert. Nach dieser Auffassung war das ganze Universum ursprünglich auf einen Kleinstkosmos, kaum größer als unsere Sonne (Uratom), von höchster Materiedichte (mindestens hundert Millionen Tonnen pro Kubikzentimeter) zusammengedrängt. Dieses Uratom war besonders radioaktiv und daher instabil. Eine Urexplosion jagte Protonen, Elektronen, Alpha-Partikel und andere fundamentale Teilchen mit ungeheurer Geschwindigkeit in den Weltraum. Die Materie verteilte sich zuerst als diffuses Gas, worin mit der Zeit Verdichtungen ent-

standen, die zur Galaxienbildung führten. Zu der anfänglichen, durch die Gravitationskraft geminderten Fluchtgeschwindigkeit gesellte sich nun die (von Einstein angenommene) kosmische Abstoßungskraft. Als Wirkung dieser kosmischen Abstoßungskraft beobachten wir heute eine stete Geschwindigkeitszunahme der Weltausdehnung. Der amerikanische Astronom russischer Herkunft *George Gamow* meint, daß im Uratom, in diesem feurigen Ursprungskern des Universums noch keine materielle Struktur zu unterscheiden war. Der gesamte Materienbestand des Weltalls war damals in ein einheitliches Materienpaket zusammengepreßt. Der gigantische Druck verursachte Temperaturen von einigen Milliarden Grad. Eine rein thermische Radiation, ein Wirbel von zusammengepreßten Energien, eine unheimliche Zusammenballung aller Kräfte, glühend und bebend. So sah unser Weltall in seiner ursprünglichen Gestalt aus. Nach der Urexplosion hörte der Druck auf und die Temperatur sank sehr rasch. Die gleichzeitige Verdünnung und Temperatursenkung bedingte die Reihenfolge der Elemente. So entstand nach Gamow die materielle Grundstruktur unserer Welt innerhalb einiger entscheidender Momente am Anfang der kosmischen Morgendämmerung. Nach dieser Theorie war die durchschnittliche Materiedichte im Weltall vor Milliarden Jahren viel größer als heute. Wenn also nach der Beobachtung Professor Ryle's sich vor acht Milliarden Jahren (das heißt in acht Milliarden Lichtjahren Entfernung) elfmal so viel Milchstraßenzusammenstöße ereigneten (da sie öfters miteinander in Berührung kamen, mußte sie dichter gepackt gewesen sein), so spricht das mit aller Entschiedenheit für die These des «evolutiven Weltalls».

### 2.

Die Theorie des sogenannten «stationären Weltalls» wird seit 1948 vor allem vom bekannten Cambridger Astronomen *Fred Hoyle* verfochten. Danach setzt die Nebelfucht keineswegs ein vorhergehendes Stadium der größeren Weltraumdichte voraus. Jede Minute entstehen einige hundert Wasserstoffatome pro Kubikkilometer Weltraum aus einem «materiellen Nichtsein» (continuous creation). Aus diesen Wasserstoffatomen bilden sich dann immer neue Sternenebel, so daß das Weltall verhältnismäßig gleichförmig mit Galaxien besetzt ist. Die überall im Weltall im Entstehen begriffene Materie übt einen wenn auch minimalen Druck auf das ganze Weltgebäude aus, der aber vollkommen genügt, um das Universum mit steter Geschwindigkeitszunahme auseinanderfliegen zu lassen. Falls die äußersten Galaxien in ihrer Fluchtbewegung die Lichtgeschwindigkeit erreichen, fallen sie aus Raum und Zeit hinaus (eine Folgerung aus der speziellen Relativitätstheorie) und gehen in einer nichtmateriellen Zuständigkeit auf. Dabei leert sich der Kosmos unaufhörlich. Aus der nichtmateriellen Zuständigkeit entsteht aber wiederum überall im Weltall neue Materie. Die Galaxien verschwinden also nach einigen Milliarden Jahren hinter der Grenze des materiellen Nichtseins und treten wie neugeboren aus diesem Nichtsein innerhalb des Weltalls wieder auf.

Neulich brachte Professor Hoyle eine wichtige Änderung zu dieser Auffassung. Er meint jetzt, daß die neuentstehende Materie nicht in Form von Wasserstoffatomen (ein Proton und ein Elektron), sondern als Neutron erscheint. Diese Neutronen sind äußerst instabil und lösen sich gleich in Protonen und Elektronen auf. Dabei wird eine bedeutende Wärmemenge ( $1\ 000\ 000\ 000^0$  K. – Kelvin: Absolute Temperaturskala, die beim absoluten Nullpunkt oder  $273^0$  unter  $0^0$  C. beginnt) freigegeben. Die Galaxien sind gleichsam eingetaucht in dieses heiße Gas, das auf sie, kraft seiner Ausdehnung, einen steten Druck ausübt. Dieses Gas macht das «kosmische Material» für die neu entstehenden Galaxien aus.

In der Theorie des «stationären Weltalls» muß die durchschnittliche Weltraumdichte überall und immer homogen bleiben. Es ist ausgeschlossen, daß das Weltall vor Milliarden Jahren wesentlich anders aussah, als in seinem jetzigen Zustand. Wenn sich also Professor Ryle's Aussagen über ein dichteres Zusam-

mensein der Galaxien vor Jahrmilliarden bewahrheiten sollten, bliebe kaum etwas anderes übrig, als die Theorie des «stationären Weltalls» aufzugeben.

\*

Wir dürfen aus den neuesten Beobachtungen der Radioastronomie keine vorschnellen Schlußfolgerungen ziehen. Die Auseinandersetzung zwischen den entgegengesetzten kosmogonischen Auffassungen ist noch nicht abgeschlossen. Gegner und Verteidiger der «evolutiven Weltentstehungstheorie» werden neue Argumente ins Feld führen. Es bleibt freilich wahr, daß die Schöpfungstätigkeit Gottes im System eines «evolutiven Universums» zur größeren Anschaulichkeit gelangt und sich leichter denken läßt. Das muß nicht unbedingt ein Vorteil sein. Angenehm ist es aber auf jeden Fall. Zudem paßt eine evolutive Kosmogonie fugenloser in eine (nicht auf das Reich des Lebendigen allein beschränkte) allgemeine Entwicklungslehre, etwa nach der Art Teilhard de Chardins. In diesem Sinne könnte eine experimentale Bestätigung dieses Systems von weltanschaulicher Bedeutung sein. Die Wahrheit einer wissenschaftlichen Theorie darf aber nie von ihrer leichteren weltanschaulichen Anwendbarkeit her beurteilt werden. Es wäre vielleicht auch zu bedenken, daß eine dauernde Schöpfungstätigkeit Gottes (die man eventuell im System des «stationären Universums» annehmen müßte) der christlichen Schöpfungsauffassung nicht unbedingt widerspricht. Bei dieser ganzen Diskussion scheint uns viel wichtiger und für eine Diagnose der modernen Geistesentwicklung aufschlußreicher zu sein, daß jede der entgegengesetzten Theorien bei einer logischen Weiterführung ihres Gedankenganges an einen Punkt gelangt, wo eine metaphysische Fragestellung dringend wird. Der bekannte Radioastronom *A. C. B. Lovell* wies in seinen «Reith Lectures» (1958) auf diesen Tatbestand hin: «Jede Kosmologie muß sich, aus Gründen, die der modernen wissenschaftlichen Theorie innerlich anhaften, früher oder später in Metaphysik umwandeln.»

*L. B.*

## Der Liebling der Entwicklungsländer

Es gibt heute kein Land unter den sogenannten reichen und gesättigten, das sich nicht in dieser oder jener Form an der Entwicklungshilfe beteiligen würde. Dabei ist jedes dieser Länder, ob es sich nun um Frankreich, England, Amerika, Deutschland oder welches immer handelt, mehr oder weniger betont der Überzeugung, daß seine Methode der Hilfeleistung die beste, wirkungsvollste und weitschauendste sei. Da diese Methoden nun oft sehr beträchtlich voneinander abweichen, kommt es notwendig zu Spannungen und Reibereien, die nicht nur in den Entwicklungsländern ein klägliches Schaubild unserer Einheit bieten und völlig unnütz gewaltige Gelder verschleudern, sondern sich auch auf die hilfeleistenden Länder selbst auswirken, indem dadurch Mißtrauen gesät wird, etwa zwischen England und Amerika oder zwischen Frankreich und Deutschland ...

Angesichts dieser Lage scheint es angebracht, die Sache einmal umgekehrt nicht von den helfenden Ländern, sondern von den hilfsbedürftigen aus zu betrachten und zu fragen: Von welchem Land wünschen sich die Entwicklungsländer Hilfe? Man redet heute so viel von Anpassung und Einführung! Manchmal hat man dabei aber das Gefühl, daß hinter solcher Rede nicht immer wahre Sachlichkeit steht. Anpassung gewiß, aber die Anpassung, die ich meine! Man dekretiert, wie der andere zu sein hat, und diesem Wunschbild «paßt» man sich an, so wie mancher gute Christ Gott gehorsam ist, solange Gott das verlangt, was er nach des braven Mannes Gottesbild verlangen «darf», an ihm aber irre wird, wenn sich Gott als ein anderer, ganz anderer offenbart ...

Kehren wir also die Frage, zur Prüfung unserer Ehrlichkeit, um und lassen wir die erstaunliche, verblüffende Antwort auf uns

wirken: Israel ist das Land, dessen Hilfe die Entwicklungsvölker bevorzugen.

## Einige Zahlen

In Israel befanden sich im Jahr 1960 ein Australier, 130 Burmesen, 50 Inder, zwei Süd-Vietnamesen, ein Jugoslawe, ein Grieche, sechs Japaner, ein Bürger von Laos, drei Portugiesen, ein Philippiner, drei Perser, 16 Zyprioten, fünf Siamesen, 21 Türken, ein Ugandi, zwölf Ghanesen, drei Bürger von Gabon, zehn aus Guinea, einer aus Zentralafrika, vier aus Hochvolta, zwölf Äthiopier, fünf von der Elfenbeinküste, vier aus Togo, neun aus Liberia, einer aus Tanganjika, fünf Madagassen, vier West-Nigerier, 13 aus Sudan-Mali, 15 aus Sierra Leone, fünf aus dem Französischen und acht aus dem Belgischen Kongo, vier aus Kamerun, zwei aus Kenya, 24 aus Uruguay, einer aus San Salvador, ein Ekuadorianer, ein Argentinier, ein Guatemalteke, zwei Mexikaner, ein Portorikaner, ein Costaricaner und ein Chilene. Sie alle waren da, um mit Israel gemeinsame wirtschaftliche Gesellschaften zu gründen oder Israelis um Hilfskräfte und Exporte zu bitten.

Israel sucht dem Andrang zu genügen, trotz seiner ganz unzureichenden Mittel.

► Unter dem Namen «Department for International Cooperation and Assistance» hat das israelische Außenministerium eine eigene Abteilung für Entwicklungsländer geschaffen.

► In Tel Aviv ist im Oktober 1960 ein Afro-asiatisches Institut eröffnet worden. Es schult 60 Studenten aus den jüngsten Staaten Afrikas auf Französisch oder Englisch in Fragen Arbeiter- und Gewerkschaftsorganisationen, der Kooperation usw. Neben der theoretischen Schulung steht eine praktische: das Miterleben des Betriebes einer landwirtschaftlichen Kollektivsiedlung in der strengen Form des Kibbuz und der gelockerten des Moschaw (deren Bewohner Felder, Vieh und Maschinen im Eigenbesitz haben, den Verkauf ihrer Produkte aber gemeinsam durchführen); ferner das individuelle Training in der Industrie, in einer Bank, in einer Verbraucherorganisation. Größter Wert wird darauf gelegt, daß der Student die Erfahrungen Israels nicht einfach kopiert, sondern entsprechend auf sein Land anzuwenden versucht. Er muß darüber eigene Seminararbeiten machen.

► Das Technion in Haifa und die Hebräische Universität in Jerusalem suchen neben der Gewerkschaftsorganisation Histadruth, die das eben genannte Afro-asiatische Institut in Tel Aviv unterhält, Studenten in möglichst großer Zahl aus Entwicklungsländern auszubilden und selbst das Verteidigungsministerium bestreitet die Kosten einer Anzahl von ihnen.

► Für die laufende Periode 1961/62 ist eine erweiterte gründliche Fachausbildung in Israel vorgesehen für Bauarbeiter und Techniker auf höherer Ebene, Organisation und Administration, öffentliche Verwaltung, Efficiency, Jugendleitung, gesellschaftliche Fächer, Rolle der Frau in Entwicklungsländern (Hauswirtschaft, Säuglingspflege), technische Kurse für Sozialarbeiter, Tischlerei, Elektrotechnik, Schlosserei, Agromechanik, Hühnerfarm-Kurse, Industriepflanzen, Baumwolle, Zitrusfrüchte, Bewässerungsmethoden, Ausbildung von Lehrern für Körperertüchtigung. Wo hat sich ein Land zu so spezialisierter Ausbildung eigens für Unterentwickelte bequemt?

► Umgekehrt befinden sich über das israelische Außenministerium zur Zeit 130 Experten in Entwicklungsländern an der Arbeit. Außerdem rund 500 Fachkräfte aus den verschiedensten Gesellschaften (Baufirmen, Wasserentwicklungsgesellschaften usw.): 17 in Burma, 37 in Ghana, 15 in Äthiopien, fünf in Liberia, zwölf in Nigeria, 16 im Belgischen Kongo, fünf in Persien und verschiedene andere.

► In Liberia wird gegenwärtig eine Augenklinik gebaut, die einzige in Afrika (ein israelischer Arzt und sein Assistent haben die Leitung), und zugleich werden liberische Ärzte und Schwestern in Israel unterrichtet.

Das sind einige Angaben, die andeuten, wie begehrt Israel in Entwicklungsgebieten ist.

## Wie es dazu kam

Wie kam es dazu? Es fing 1954 an im permanenten Büro der «Asian Socialist Conference» von *Rangum* (Burma). Zu deren Mitgliedern gehört auch die israelische Mapai-Partei. Die burmesischen Sozialisten, die damals an der Regierung waren,

wandten sich lieber an ihre israelischen Couleurbrüder um Hilfe als an die großen Staaten. Warum?

Sie fürchteten von Israel keine politische Beeinflussung. (Vor- teil eines kleinen machtlosen Staates ähnlich der Schweiz!)

Ferner fand die burmesische Armee, daß die Bedingungen in einem kleinen Land wie Israel den ihrigen vergleichbar seien, daß man also von Israel lernen könne. (Auch ähnlich der Schweiz!)

Endlich entdeckte man, daß auch auf andern Gebieten die Erfahrungen Israels dem jungen Burma nützen konnten – in der Landwirtschaft, in der Sozialfürsorge und auch sonst, wenn Israel aufrichtig mit sich reden ließ und handelte. Israel tat es.

Es ergab sich eine gute Zusammenarbeit: Burma lag damals im Gründerfieber. Die Burmesen hatten zahllose Ideen und Einfälle, was sie alles brauchen könnten und haben sollten. Die Israeli waren echte Freunde und rieten häufig ab, auch wenn sich an diesem oder jenem Projekt viel Geld hätte verdienen lassen. Mit anderen Ländern machte Burma nicht die gleiche Erfahrung.

So ließ es sich von Westdeutschland ein Stahlwerk bauen. Die Deutschen bauten es. Es gab aber weder die dazu nötigen Rohstoffe noch Fachleute in Burma. Das Ergebnis war ein Mißtrauen Burmas gegenüber Westdeutschland – das Aufhören jeder weiteren Verbindung dieser Art.

Von den Engländern erhielten die Burmesen eine pharmazeutische Fabrik «BPI» (Birma Pharmaceutical Industries). Sie war so groß wie die deutschen Bayerwerke! Aber in diesem vom Aberglauben noch erfüllten Land war der Absatz pharmazeutischer Produkte gering. Die Regierung erlitt schwere finanzielle Verluste. Die Engländer wurden aus der Leitung entfernt, heute sind zwei Israeli mit der Produktions- und Verkaufsleitung beauftragt.

Die Israeli warnten nicht vergeblich vor manchen Projekten – andere befürworteten sie und der Erfolg gab ihnen recht. Nach israelischem Muster empfahlen sie, ausgediente Soldaten an strategischen Punkten des Landes in Dörfern als sogenannte «Wehrbauern» anzusiedeln. Das System hat sich bewährt. Sie halfen beim Bau von Straßen und Häusern, liehen Experten aus, sodaß heute die Schifffahrtslinie «Birma 5 Stars Line» und die burmesische AVA-Bank geschäftlich und administrativ von Israeli geführt wird. Es wirkten ferner Israeli in Burma als Krankenpflege-Lehrerinnen, Bewässerungsexperten, Landwirtschaftslehrer, Instrukoren für das Fahren mit dem Traktor, für die Instandhaltung der Maschinen, für konkrete Probleme der Textilfabrikation, für Sperrholz, für eine Farbenfabrik ... Eine israelisch-burmesische Handelsgesellschaft für den Import von Kohle nach Burma wurde gegründet ... Alles sehr praktische und gar nicht «repräsentative» Dinge!

Bei all diesen Unternehmungen erwiesen sich die Israeli als überaus angenehme Partner. Sie traten bescheiden auf, überließen die Initiative stets den Burmesen und suchten nur zu erfüllen, worum sie gebeten wurden.

Das war also der Anfang. Es sprach sich rasch herum unter den Entwicklungsländern und muß wie eine Sensation gewirkt haben.

Was an der israelischen Hilfe den Entwicklungsländern gefällt

Als *Ghana*, die frühere Goldküste, 1957 als erster afrikanischer Staat seine volle Selbständigkeit erwarb, entstand sehr rasch eine enge Zusammenarbeit mit Israel. Die Ghanesen fanden die Hilfe Israels, wie viele Berichte zeigen, sehr angenehm und wirksam,

► weil Israel frei von kolonialen Neigungen und imperialistischen Bestrebungen ist,

► weil es sich selbst im Entwicklungsprozeß befindet, gleichzeitig aber technologisch eine relativ hohe Stufe erreicht hat, die sich mit der westlichen durchaus vergleichen läßt,

► weil es, durch die Situation seines Landes genötigt, vitaler als andere sich mit dem Problem befaßt, wie die Errungenschaften der westlichen Welt sich in Entwicklungsländern einführen lassen,

► weil Israel gewisse gesellschaftliche Formen geschaffen hat, die sich wenigstens teilweise in den neuen Entwicklungsländern anwenden lassen, ohne daß darum die alten Lebensformen aufgegeben werden müssen! Es sind das Formen, die meist in den kollektiven Siedlungen zum Ausdruck kommen, in denen sich die Siedler freiwillig zusammenschließen. Gerade dieser Punkt scheint uns von großer Bedeutung – obwohl wir geneigt sind, hier gleich Kommunismus zu wittern; in Wirklichkeit aber dürften diese von Israel entwickelten Formen nicht nur den Notwendigkeiten des technischen Aufstiegs entsprechen, sondern gerade durch ihre Affinität mit den alten Lebensformen die Bevölkerung vor der Entwurzelung, die ihnen droht, bewahren und damit das wirksamste Schutzmittel gegen den Kommunismus darstellen! Man mag das Sozialismus nennen, sollte sich aber bewußt sein, daß das mit marxistischer «Weltanschauung» noch gar nichts zu tun hat.

► Endlich gefällt den Ghanesen, daß Israel eine Gesellschaft von einst Zerstreuten und Verfolgten darstellt, von verschiedenen Hautfarben, die sich bemüht, eine tolerante Lebensform aufzubauen.

Wie man sieht, setzen sich die Gründe israelischer Beliebtheit aus zwei Gruppen zusammen, von denen die eine situationsbedingt und nicht nachahmbar durch andere ist. Sie bildet für das von den arabischen Staaten bedrängte Israel ein höchst willkommenes Mittel, sich aus der Isolierung zu retten. Die andere Gruppe aber dürfte den alten Kolonialmächten und westlichen Staaten in mancher Hinsicht als Vorbild und Korrektiv empfohlen werden.

F. G.

## DAS BEWUSSTSEIN CHRISTI IM MODERNISMUS

In den ersten drei Evangelien finden sich Stellen, die der Erklärung seit alters Schwierigkeiten bereitet haben. So zum Beispiel Markus 13,32: «Jenen Tag aber oder jene Stunde weiß niemand, weder die Engel im Himmel noch der Sohn, sondern allein der Vater.»

Dieser Satz scheint zu besagen, daß Jesus den Zeitpunkt des Weltendes nicht kennt. Die Dogmatiker sind der Ansicht, daß man so etwas nicht ohne Unterscheidungen zugeben dürfe. So weist Herders Bibelkommentar zu dieser Stelle bei Markus darauf hin, daß der menschlichen Seele Jesu die Anschauung Gottes verliehen war. In dieser Anschauung Gottes konnte Jesus

den Zeitpunkt des Weltendes kennen. Deshalb stimmt nicht, was bei Markus 13,32 geschrieben steht. «Es ist also kein absolutes persönliches Nichtwissen». Im Gegenteil. Dieses Wissen um den Zeitpunkt des Weltendes ist Jesus so persönlich, daß es nicht mitteilbar ist. «Denn die seiner menschlichen Seele gegebene Anschauung Gottes und alles aus dieser hervorgehende Wissen hat ihre unmittelbare und einzige Ursache in der hypostatischen Union, das heißt in der Einheit und Einzigkeit seiner göttlichen Person als Trägerin der menschlichen Natur». Die Aussage bei Markus darf also nicht dahin verstanden werden, daß Jesus jenen Tag oder jene Stunde nicht kannte. Dieser

Stelle dürfen wir nur entnehmen, daß die Kenntnis dieses Tages das geschöpfliche Erkennen übersteigt und daß sie nicht zu dem «amtlichen zur Offenbarung bestimmten Wissen» Jesu gehörte.

Diese Erklärung von Herders Bibelkommentar ist theologisch, insofern sie Begriffe braucht, die nicht unmittelbar der Bibel, sondern der Theologie entnommen sind. Der Begriff der hypostatischen Union ist erst im 5. Jahrhundert in das Dogma der Kirche eingegangen. Auch spricht Markus im ganzen Evangelium nie von der Allwissenheit Jesu.

Mit diesen Feststellungen soll nicht etwa die Richtigkeit oder die Berechtigung dieser theologischen Bibelerklärung in Zweifel gezogen werden. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß eine Texterklärung, die mit Begriffen einer viel späteren Zeit arbeitet, ein Problem aufwirft: Wie hat man diesen Text verstanden, als man noch nicht über den Begriff der hypostatischen Union verfügte? Ist es nicht ein berechtigtes Anliegen, die Evangelien einmal für sich zu betrachten, unabhängig von der späteren dogmatischen Entwicklung? Ist das nicht ein fruchtbarer Standpunkt, wenn er zu zeigen erlaubt, wie die spätere Entwicklung in den Evangelien verwurzelt ist?

Das war offenbar das Anliegen Loisy's, wie man aus dem von René Marlé erstmals veröffentlichten Briefwechsel zwischen Loisy und Blondel ersehen kann.<sup>1</sup>

Welche Tragik über dem Leben des Priesters Alfred Loisy (1857-1940) liegt, der 1908 exkommuniziert wurde, kann man daran ersehen, daß der tieffromme Baron von Hügel noch im Jahre 1901 an Henri Bremond schrieb: «Die Tatsache, daß die Bücher von Loisy nicht verurteilt wurden, hat, was ich ganz sicher weiß, mehrere Male eine ansehnliche Zahl von Konversionen möglich gemacht. (...) Aber die Verurteilung eines Gelehrten vom Rang und dem hohen Ansehen eines Loisy, so bekannt in dieser selben Welt (der Gelehrten), würde zu einer plötzlichen Erstarrung oder gar einem Umschlag dieser Sympathie (der Welt der Gelehrten für Papst Leo XIII.) führen, die doch so wichtig ist für die katholischen Belange» (S. 43).

Dieser Eindruck des Barons von Hügel bestätigt durchaus, was Loisy selbst in einem Brief vom 11. Februar 1903 an den Philosophieprofessor in Aix, Maurice Blondel, als sein ursprüngliches Anliegen bezeichnete: «Ich sehe nicht, daß viele Leute die Idee einer geschichtlichen Apologie der Religion hatten. Aber diese Idee war die Triebkraft meiner Existenz. Sie überstieg meine Kräfte. Trotzdem, wenn ich nun praktisch darauf verzichte, so nur deshalb, weil man mich dazu zwingt und weil ich mich nicht verpflichtet glaube, mich immer neuen Schlägen auszusetzen» (S. 82). Zur Zeit dieses Briefes war Loisy bereits die Professur am Institut Catholique in Paris genommen worden.

### Theologie gegen geschichtliche Wahrheit?

Wenn Loisy nach seiner eigenen Aussage auf das Projekt einer geschichtlichen Apologie verzichtet hat, so heißt das, daß er sich von nun an auf die Geschichte beschränkt. Er will die Synoptiker als rein geschichtliche Dokumente untersuchen. Von daher muß man den Vorwurf verstehen, den er in seinem zweiten Brief an Blondel vom 22. Februar 1903 gegen Blondel erhebt: «Ihre Argumentation läuft darauf hinaus, die Evangelien als geschichtliche Bücher zu unterdrücken. Es kommt Ihnen gar nicht zum Bewußtsein, daß Sie, genau so wie die andern Theologen, mich verpflichten wollen, in den Texten zu finden, was nicht drin ist» (S. 97). In seiner Antwort vom 27. Februar weist Blondel diesen Vorwurf zurück: «Ich wollte Sie nicht ‚verpflichten‘, in den Texten zu finden, was nicht drin ist». Im Eingang dieses Briefes hat Blondel ausdrücklich erklärt, daß er die Berechtigung der Methode Loisy's anerkennt: «Wenn Sie sagen, daß man, um die historische Physiognomie Jesu zu zeichnen, die Synoptiker befragen muß, indem man sie wie jede andere Geschichtsquelle behandelt, so unterschreibe ich dieses Ultimatum in seinem umgrenzten Sinne» (S. 99).

Die beiden Gesprächspartner sind sich also darin einig, daß

<sup>1</sup> Au cœur de la crise moderniste. Le dossier inédit d'une controverse. Lettres de Maurice Blondel, Henri Bremond, Fr. von Hügel, Alfred Loisy, présentées par René Marlé. Paris, Aubier, 1960, S. 366.

man die Synoptiker mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft untersuchen darf. Trotzdem kommen sie zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Das zeigt schon, daß man die Richtigkeit oder Erlaubtheit einer Methode nicht einfach nach den Ergebnissen beurteilen kann. Denn die Methode ist ein Instrument in der Hand des Forschers. Alles hängt davon ab, wie er dieses Instrument handhabt.

Diese Überlegung ist von einiger Bedeutung für die Beurteilung der formgeschichtlichen Methode. Wenn diese Methode bei protestantischen Forschern manchmal zu Ergebnissen geführt hat, die mit dem katholischen Glauben nicht vereinbar sind, so ist das noch lange kein Grund, gegen diese Methode Sturm zu laufen.

Loisy will sich also an die Texte halten, so wie sie dastehen. Für den Historiker sind die geschichtlichen Dokumente maßgebend. Wenn diese Dokumente sagen, daß Jesus weder den Tag noch die Stunde kannte, so haben wir hierin einen Zug des historischen Jesus: ein Mensch, dessen Wissen begrenzt war.

Dieser scheinbar sachliche Standpunkt des Historikers hat in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts auch manche überzeugte Katholiken beeindruckt. So schreibt zum Beispiel der Freund Loisy's, der Baron von Hügel, am 12. Februar 1903 an Blondel: «Wenn ich Jesu eigene Erklärung seiner eigenen Unwissenheit, so wie er sie mir gibt, nicht mehr annehmen darf und muß, wenn ich ihm sogar völlig und förmlich widersprechen muß – was hat es dann noch für einen Sinn, sich überhaupt auf historische Dokumente zu berufen?» (S. 123). Das ist der gleiche Gedanke, den Loisy als Vorwurf gegen Blondel formuliert hat: Blondel unterdrückt die Evangelien als Geschichtsquellen. Wenn man dem Satz vom Nichtwissen Jesu den historischen Wert abspricht, was soll dann noch historisch sein in den Evangelien?

Dieser Satz wurde schon früh als Schwierigkeit empfunden. Kann man das nicht schon daran ersehen, daß Lukas ihn nicht in sein Evangelium aufgenommen hat, obwohl er bei Matthäus und bei Markus an einer Stelle steht, die der sogenannten dreifachen Tradition<sup>2</sup> angehört? Als Historiker muß man sagen, daß dieser Satz zum ältesten und bestgesicherten Bestand der Überlieferung gehört. Deshalb schreibt der Baron von Hügel: «Ich für meinen Teil wage nicht, die absolute Echtheit dieser Stellen anzutasten: wenn sie nicht in vollkommener Treue das wiedergeben, was die Apostel wahrnahmen und was ihr Meister gesagt hat, dann ist die Wahrscheinlichkeit genommen, daß etwas Späteres und Problemloseres (in den Evangelien) echt ist.»

Die Argumentation des Barons von Hügel ist eindeutig: Beraubt man ein Jesuswort, dessen Echtheit so gesichert ist wie Markus 13,32, seines Sinnes, so gibt man den geschichtlichen Wert der synoptischen Evangelien überhaupt preis. Denn wenn man sich von der Theologie dazu bewegen läßt, ein Jesuswort umzudeuten, so sind nicht mehr die geschichtlichen Dokumente Norm unseres Glaubens, sondern eine ungeschichtliche Theologie. Hiedurch wird ein Abgrund aufgerissen zwischen dem Jesus der Evangelien und dem Christus der Theologie.

### Deutung Jesu durch die Apostel

Was antwortet Blondel, der in diesem Briefwechsel mit Loisy und von Hügel der Vertreter der Orthodoxie ist? Er hat zugegeben, wie wir gesehen haben, daß der Historiker ein Recht hat, die Evangelien mit den Methoden der Geschichtswissenschaft anzugehen, das heißt also unter vorläufiger Außerachtlassung der Theologie. Er verpflichtet also den Historiker nicht, die Theologie in die Texte hineinzulesen, wenn sie nicht drin ist.

<sup>2</sup> Als dreifache Tradition bezeichnet man die Perikopen, die sich bei Markus, Matthäus und Lukas finden. Eine genaue Darstellung des synoptischen Problems bietet die «Introduction à la Bible II. Nouveau Testament», herausgegeben von A. Robert und A. Feuillet, S. 258-296. Verlag Desclée, Tournai 1959.

Auf Grund dieser Einstellung hat Blondel nicht die geringste Schwierigkeit, zuzugeben, daß Markus 13,32 wirklich vom Nichtwissen Jesu spricht. Er bejaht also den Wert des geschichtlichen Dokuments. Er kann Baron von Hügel darin zustimmen, daß das Jesuswort in Markus 13,32 dem entspricht, was die Apostel wahrnahmen. Hingegen weiß er als Philosoph, daß die Wahrnehmung des Menschen begrenzt ist, daß sie subjektiv gefärbt ist. Das entspricht einem alten Axiom der scholastischen Philosophie: *quidquid recipitur, recipitur ad modum recipientis*.<sup>3</sup> Deshalb stellt sich die Frage, ob die Apostel wirklich das wahrgenommen haben, was Jesus gesagt hat. Oder ist bereits der Komplex ihrer Vorstellungen und ihrer vorgefaßten Meinungen in ihre Wahrnehmungen eingeflossen?

Auch im Verhältnis der Apostel zu Jesus wirkt sich die jeder Menschenkenntnis innewohnende Gesetzlichkeit aus. Das ist eine Tatsache, die wir zu unserem Leidwesen gerade bei den Heiligenbiographien feststellen. Diese enthüllen uns oft mehr vom Verfasser als vom Heiligen. Darum sind Heiligenbiographien oft so fad. Eine richtige Biographie kann nur ein kongenialer Verfasser schreiben. Wer wollte annehmen, daß die Fischer vom See Genesareth, als sie noch am Anfang ihrer religiösen Entwicklung standen, kongeniale Interpreten der Person Jesu waren?

Wer sich diese erkenntnistheoretischen Zusammenhänge vor Augen hält, wird nicht überrascht sein, wenn Blondel an Loisy schreibt: «Wenn Sie einerseits sagen, daß ‚der historische Christus einfach und keineswegs geheimnisvoll war‘, so gebe ich das zu: *omnia simplicia simplicibus* (für die Einfachen ist alles einfach). Heißt das aber, daß Christus den Einfachen, von denen er umgeben war, in nichts entging? ... In diesem Fall wäre er kein großer Mensch gewesen – nicht einmal ein Mensch» (S. 101).

In diesem Punkt tritt in Erscheinung, warum Blondel zu einem anderen Ergebnis kommt als Loisy, obwohl er den Ausgangspunkt der Erforschung der Evangelien mit Loisy teilt, nämlich die Anwendung der Geschichtsmethoden auf die Evangelien. Blondel schreibt an Loisy: «In dem Maße als es scheinen könnte, Sie ließen die Meinung zu, man besitze in diesen Zeugnissen (der Evangelien) ein Mittel, den realen Gehalt des Bewußtseins Jesu auszuschöpfen, oder wir hätten kein anderes Mittel, den Urheber des Christentums zu kennen, als die Einsicht, die seine ersten Interpreten davon hatten und zum Ausdruck brachten, verweigere ich meine Zustimmung» (S. 100). Denn Blondel unterscheidet zwischen Tatsache und Tatsache, Geschichte und Geschichte. «Auf der einen Seite haben wir das Äußere, das Ausgedrückte, das Dargestellte, das, was in einem Bilde einen umfassenden und künstlichen Ersatz von der Sache biëtet, aber ohne irgendetwas von der Sache selbst zu sein; auf der anderen Seite haben wir das Innere, das subjektive Leben des Handelnden, die Innerlichkeit, die kein direkter Ausdruck des Seins, auch kein indirekter Ausdruck durch seinen Zeugen oder Maler übersetzen kann, es sei denn teilweise und symbolisch. Die Synoptiker bieten den objektiven Aspekt und wahrscheinlich sehr wenig von der inneren Wirklichkeit Christi» (S. 100).

Die Positionen der beiden Gesprächspartner sind klar. Loisy vertritt die Ansicht, daß wir das Bewußtsein Christi auf Grund der geschichtlichen Dokumente bestimmen können. Blondel verneint diese Möglichkeit. Denn die geschichtlichen Dokumente, die uns zur Verfügung stehen, enthalten keine Worte, die Jesus selbst niedergeschrieben hätte. Sie erlauben uns nur festzustellen, welches Bewußtsein die ersten Interpreten vom Bewußtsein Jesu hatten. Deshalb ist der Historiker gar nicht kompetent, ein letztes Urteil über das Bewußtsein Jesu abzugeben. Die Gottheit Jesu ist ein Faktum des Glaubens, das sich nicht mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft beweisen oder bestreiten läßt.

<sup>3</sup> Was der Mensch wahrnimmt, nimmt er unter dem Einfluß seiner subjektiven Verfassung wahr.

## Der historische Jesus

Diese Aussage ist von entscheidender Bedeutung in der heute wieder aufgelebten Diskussion um den historischen Jesus. Man ist sich heute bewußt, daß die Evangelien Glaubenszeugnisse sind. Von manchen Forschern wird das so verstanden, daß die ersten Gläubigen das Bild, das sie vom historischen Jesus hatten, übermalten und vergoldeten. Deshalb sehen diese Forscher ihre Aufgabe darin, diese Übermalungen wegzukratzen, in der Meinung, auf diese Weise zum wirklichen Jesus von Nazareth vorzustoßen.

Dieses Unternehmen hat etwas Verführerisches. Denn was scheint selbstverständlicher und natürlicher zu sein, als daß der Glaube den Gegenstand seines Glaubens verschönert? Ist es nicht ähnlich wie mit der Liebe? Wer einen andern Menschen liebt, sieht ihn anders, nämlich schöner und idealer, als derjenige, der ihn nicht liebt. Kann nicht jeder bei sich selber feststellen, daß er manchmal skeptisch bleibt gegenüber den Beschreibungen, die ein Begeisterter von einer Drittperson gibt? Wie aber können wir zur Wahrheit dieser Drittperson vorstoßen? Etwa dadurch, daß wir all das abschwächen, was uns an der Beschreibung skeptisch stimmt? Wäre diese abgeschwächte Beschreibung aber etwas anderes als eine Konstruktion unseres Geistes? Vielleicht noch entfernter von der Wahrheit der Drittperson als die begeisterte Beschreibung?

Wer also zum historischen Jesus vorstoßen möchte, wer erfassen will, wie Jesus wirklich war, steht vor dem ganz allgemeinen Problem: wie stoßen wir zur Wahrheit einer Person vor? Täuschen wir uns nicht! Im letzten bleibt die Wahrheit, die innerste Wirklichkeit einer Person immer verborgen. Wir können dieser Wahrheit nur mehr oder weniger nahe kommen. Voraussetzung hierfür ist Sympathie und Kontrolle der so gewonnenen Erkenntnis durch die Zeugnisse anderer. Erkenntnis eines anderen ist also nicht ein regressiver Vorgang, bei dem wir von einem ersten Eindruck immer mehr «abkratzen», sondern ein progressiver Vorgang, eine allmähliche Anreicherung des Portraits. Deshalb will uns nicht einleuchten, wie wir zur Kenntnis Jesu vorstoßen könnten, indem wir vom ersten Eindruck, vom Bilde, das die Synoptiker vermitteln, immer mehr «abkratzen». Wir gelangten auf diese Weise nur zu einem verarmten Portrait. Aber die Wahrheit oder die Innerlichkeit Jesu hätten wir damit nicht erreicht.

Hiemit soll nicht etwa bestritten werden, daß die Rekonstitution des geschichtlichen Prozesses, der zum Jesusbild des Neuen Testaments geführt hat, ein echtes Anliegen der Exegese ist und daß es für diese Arbeit einer Unterscheidung verschiedener Schichten im neutestamentlichen Jesusbild bedarf, so wie sie von der Formgeschichte herausgestellt werden. Wir wollen nur die Bedeutung dessen unterstreichen, was Blondel zu wiederholen nicht müde wird: Das Portrait ist nie die Wirklichkeit selber. Das Portrait ist nicht identisch mit der Person. Wenn also die Geschichtswissenschaft anhand der Quellen das Portrait Jesu nachzeichnet, so hat sie nur die Erscheinung erfaßt. Die Wirklichkeit der Person, das Bewußtsein Jesu, ist geistige Aktivität und erschließt sich nur der Metaphysik.

## Krise der Philosophie

Allerdings versteht Blondel unter Metaphysik etwas anderes als die Neoscholastik des 19. Jahrhunderts. Diese ist in seinen Augen genau so ein Fixismus wie der Historizismus eines Loisy. Denn nach Blondel meint die dekadente Scholastik, sie könne die unendliche Realität in ihre Begriffe einfangen, genau so wie der Historizismus meint, er könne uns eine Momentaufnahme vom Ursprung des Christentums vermitteln (S. 129/131). Für Blondel ist Metaphysik Deutung der Erfahrung, der individuellen wie der kollektiven; Deutung der Geschichte. Nur das Konkrete ist real, schreibt er, nicht aber die Gedankendinge, die Begriffe (S. 334/283).

Wenn also Blondel die Geschichtswissenschaft in ihre Schran-

ken weist, wenn er ihr die Kompetenz abspricht, eine Aussage über das Bewußtsein Christi zu machen, so nicht deshalb, weil er meinte, die Theologie könnte das Bewußtsein Christi aus Begriffen ableiten. Eine Theologie, die solche Ansprüche erhebt, wird nicht weniger energisch in ihre Schranken gewiesen: «Ich für meinen Teil glaube, daß, solange man diese Probleme (des göttlichen und menschlichen Bewußtseins in Christus) nur von einem begrifflichen, logischen, statischen Standpunkt aus behandelt, man zu lauter Chinoiserien kommt; ich glaube, daß es der göttlichen Größe gefallen hat, alle Intellektuellen zu enttäuschen, um die Geheimnisse seiner Liebe nur der Liebe zu erschließen» (S. 241). Und in einem Brief an Vikar Wehrlé vom 11. Juli 1905: «Man mag sich noch so sehr darum bemühen, nie wird es gelingen, von einem intellektualistischen Standort aus, durch eine Analyse der Begriffe, durch eine wissenschaftliche Prüfung der ‚noumenalen‘ oder ‚phänomenalen‘ Gegebenheiten die Möglichkeit einer solchen Koexistenz (des unendlichen Schöpfers mit einer endlichen Welt) und in Christus die Möglichkeit der hypostatischen Union auch nur zu denken» (S. 235).

Die Position Blondels liegt also zwischen zwei Extremen, zwei Formen des Fixismus, dem positivistischen des Historizismus und dem abstrakten der Scholastik. Deshalb war er in der Lage, einen Ausweg aus der Sackgasse des Modernismus zu weisen. Der Kritik Loisy's an der herkömmlichen Theologie, daß sie

eine apriorische Begriffswelt in die Evangelien hineinprojiziere, stimmte er zu. Aber das Postulat Loisy's, die Geschichtswissenschaft könne das Bewußtsein-Christi bestimmen, lehnte er entschieden ab. Die Wirklichkeit ist geistiger Dynamismus. Das gilt auch und in erster Linie für Christus. Deshalb ist es unmöglich, das Bewußtsein Christi zu bestimmen, wenn man diesen Dynamismus künstlich anhält, sei es in seiner Auswirkung bei den Synoptikern oder bei Johannes. Die gesamte christliche Erfahrung muß berücksichtigt werden, wenn wir eine Aussage über die Wirklichkeit der Person Christi machen wollen.

Blondel hat den Modernismus überwunden, weil der Modernismus, wie der Dominikanerpater und Exeget *Allo* am 10. April 1905 an Blondel schrieb, im Grunde eine philosophische Krise war (S. 322).<sup>4</sup>

M. Brändle

<sup>4</sup> Während im Briefwechsel Loisy-Blondel vor allem die Spannung zwischen Theologie und Geschichte Gegenstand der Diskussion ist, so beschäftigt den Baron von Hügel ein Problem des geistlichen Lebens: Wie kann Jesus noch Vorbild für mich sein, wenn er durch sein göttliches Bewußtsein aus der Begrenztheit der menschlichen Situation herausgenommen ist? Nicht weniger aktuell ist die Auseinandersetzung zwischen Wehrlé und Blondel über die Heilsnotwendigkeit der Kirche und das Heil der Menschen außerhalb der Kirche. Für einen philosophisch gebildeten Menschen ist die Lektüre dieser von René Marlé veröffentlichten Briefe nicht nur ein Hochgenuß, sondern auch Klärung ernster und bedrückender Fragen.

## Pokerspiel um Laos

Laos, der kleine Pufferstaat zwischen Rotchina, Vietnam, Thailand und Kambodscha, nicht größer als die Bundesrepublik Deutschland, kämpft heute um seine Freiheit und Unabhängigkeit, die – mit einigen Unterbrechungen – bis ins 14. Jahrhundert hinaufreicht.

«Land der Millionen Elefanten» nannten damals die stolzen Thai-Herrscher ihr Reich am Oberlauf des Mekong. Heute ist der alte Glanz verschwunden. Aufgabe der Franzosen, die 1893 das Protektorat über Laos übernahmen, wäre es gewesen, etwas von der alten Herrlichkeit wieder aufleuchten zu lassen; aber sie interessierten sich mehr für die Küstengebiete Vietnams. Die Kritik fortschrittlicher Ausländer, man hätte für die Entwicklung des Landes nahezu nichts getan, nahmen sie darum gelassen hin und freuten sich im übrigen bis 1949 an ihrem kleinen, charmant vernachlässigten Dschungelkönigreich, dessen genügsame Bewohner – fromme buddhistische Mönche, Fischer und Bauern – durchaus nicht so fortschrittshungrig waren, wie mitleidige Beobachter annahmen.

Auch heute versteht man in Laos noch nicht viel vom modernen Betrieb, von Radio, Kino und Zeitung, von Technik und Verwaltung und all dem vielen, was man anderswo Zivilisation zu nennen pflegt. Man lebt sein kleines Eigenleben im Rahmen der Familie, und wenn Großvater stirbt, so wird, wie eine Korrespondentin liebevoll berichtet, eben ein Feld weniger angebaut.

Wenn es schon so beim Staatsvolk der Laotier aussieht, die über 70 Prozent der Bevölkerung ausmachen, wird es niemanden wundern, wenn die urwüchsig-urtümlichen Gebirgsstämme weit hinter dem Dschungel der Regenwälder noch nicht einmal wissen, daß ein Königreich Laos existiert.

So überließ man zunächst den ganzen Komplex «Entwicklungshilfe» getrost den ausländischen Experten, vorab den Amerikanern, deren Programm Laos die höchste Pro-Kopf-Quote garantierte, die Amerika je zahlte. Daß 80 Prozent davon freilich in den Taschen einiger Großfamilien verschwanden, mußte das Weiße Haus zwar wiederholt betreten feststellen, doch dämpfte das seine Hilfsbereitschaft genau so wenig wie anderswo in Asien, wo man ähnliche Erfahrungen gemacht und mit dem Schlagwort «Korruption» den Kommunisten nur die so unschön kratzende Langspielplatte geliefert hatte. So konnten die ob ihrer mangelnden Erfahrung mit Kolonialvölkern von Briten und Franzosen oft belächelten Amerikaner, statt eines inneren Aufstiegs an den Ufern des Mekong, in Vientiane nur die Luxusvillen mit Schwimmbad, Tennisplatz und Flutlicht bewundern, die in der Nähe ihrer eigenen «Regenbogen- und Silbersiedlung» entstanden, während man sich bisher in der Hauptstadt mit sehr einfachen Häusern, ja sogar wackligen Pfahlbauten begnügt hatte.

Auch mit der schwerfällig ausgerüsteten Armee, der die geschickt operierenden Pathet Lao-Verbände ihre unsicheren Improvisationen diktieren, mußten die USA, die so gerne für Geld etwas mehr gesehen hätten, arge Enttäuschungen erleben. Ihre Kampfmoral ist nicht eben großartig, und manches, was sich auf dem Kasernenhof recht gewichtig ausnimmt, bleibt in Dschungel und Monsunregen hoffnungslos stecken ...

### Das Tauziehen

Gerade diese Armee aber sollte doch die Ordnung im Lande aufrecht erhalten. Die Aufgabe war nicht leicht, denn Laos hatte sich im Rahmen der Genfer Konferenz in einer Erklärung vom 12. Juli 1954 verpflichtet, keinem Militärbündnis beizutreten, das nicht der UN-Charta entspricht, die Anlage ausländischer Militärstützpunkte nur zu seiner eigenen Verteidigung zuzulassen und ausländische Militärhilfe nur zur Landesverteidigung und im Rahmen des Waffenstillstandsabkommens zu erbitten. Daher schloß sich Laos auch nicht der SEATO an, die jedoch in einem Zusatzprotokoll Laos als ein Gebiet bezeichnete, auf das die Verteidigungs- und Wirtschaftsbestimmungen der SEATO zuträfen.

Hätte nicht die Pathet Lao-Bewegung in Verbindung mit der Viet Minh die beiden Provinzen Sam Nöa und Phong Saly in der Hand behalten, so wäre diese Regelung an sich nicht schlecht gewesen; nun aber konnte sich die Regierung von Vientiane nicht in allen zwölf Provinzen durchsetzen und eine Wiedervereinigung des Landes herbeiführen. Das Tauziehen ging hin und her.

*Katay Sasorith* verbündete sich mit dem Westen.

*Suphannu Vong*, der «Rote Prinz», wurde von der Viet Minh gestützt;

*Suvanna Phuma*, sein neutraler Halbbruder, suchte zu vermitteln.

Die Fäden, die Phuma mit viel Geduld gesponnen hatte, verhedderten sich wieder nach Sasoriths Sturz und der Prinz, der bereits im Dezember 1956 ein Übereinkommen mit der Pathet Lao getroffen hatte, mußte im Mai 1957 wieder abtreten. Der Westen versuchte Sasorith erneut zu präsentieren, aber vergebens. Er konnte das Mißtrauen, das ihn 1956 gestürzt hatte, nicht überwinden und bereits im Juli feierte Suvanna Phuma sein come back.

## Die Regierung der «nationalen Einheit»

Die Nationalversammlung, des planlosen Hin und Her müde, billigte am 18. November bereits einstimmig, was sie noch im Vorjahr verworfen hatte. Die Pathet Lao unterstellte ihre zwei Provinzen dem König von Laos und die kommunistischen Verbände wurden in die Armee eingegliedert. Suphannu Vong wurde mit einem seiner Getreuen in die Regierung Phuma aufgenommen und entschied als Planungsminister ausgerechnet über die Gelder, die die USA zahlten, um seinen Einfluß zu schwächen. Die Neo Lao Hak Xat (NLH) durfte als legale Partei an den Nachwahlen im Mai 1958 teilnehmen und errang prompt 21 von 59 Sitzen im Parlament. Dieser Wahlerfolg aber brachte ihre sich zankenden Gegner an den Verhandlungstisch. Die beiden nationalen Parteien der «Unabhängigen» und der «Nationalisten» verbündeten sich eilig mit dem Comité pour la Défense des Intérêts Nationaux (CDIN) wider die kommunistischen «Patrioten», und Prinz Phuma wurde langsam von all seinen Getreuen verlassen: vom CDIN, das den vollständigen Bruch mit den Kommunisten forderte, und von der NLH, die ihm «Abhängigkeit von den amerikanischen Imperialisten» vorwarf. Es kam, wie es kommen mußte. Das «Komitee» stürzte seine «Regierung der nationalen Einheit» im August 1958 und schickte ihn als Botschafter ins goldene Exil nach Paris. Die kommunistischen «Patrioten» aber wurden ausgebootet und zogen als Freischärler wieder durchs Land.

Nach Grenzzwischenfällen Ende 1958 kam es im folgenden Jahr zwischen der NLH und Thao Phui Sananikone, dem neuen Regierungschef, zum offenen Bruch. Nach mehreren Zusammenstößen zwischen der Pathet Lao und den Regierungstruppen im Juli 1959 wurden am 1. August der rote Prinz Suphannu Vong und alle Führer der NLH wegen Unterstützung des Aufbruchs ins Gefängnis geschickt. Der leidige Fall Laos schien sich schließlich zu beruhigen, als bei den Wahlen im Mai 1960 die «Unabhängigen» und die «Nationalisten» 51 von den 59 Sitzen bekamen und die Linksoption völlig ausschalten konnten.

## Der Fallschirmjäger Kong Le

Die Freude währte jedoch nicht lange. Noch im gleichen Monat entkam der «Rote Prinz» mit einigen seiner engsten Genossen aus der Haft und bereits am 20. Juni 1960 appellierte die Partei an «alle demokratischen Kräfte, den Kampf gegen das diktatorische Regime des neu gewählten Ministerpräsidenten Tiao Somsanith aufzunehmen». Am 9. August war es dann so weit. «Angesichts des Wütens der Rädelführer des CDIN und der ständigen Einmischung der USA-Imperialisten blieb dem laotischen Volk keine andere Alternative, als die Militärdiktatur zu stürzen, die Interventionspläne des US-Imperialismus zum Scheitern zu bringen und das Land auf den Weg des Friedens und der Neutralität unter strikter Einhaltung der Abkommen von Genf und Vientiane zurückzuführen», formulierte «New China News Agency».

Der geeignete Mann, den «Willen des Volkes» durchzuführen, war bald gefunden. Am 9. August eroberte der Fallschirmjägerhauptmann *Kong Le* die Hauptstadt Vientiane, stürzte «den Diktator» Tiao Somsanith und schickte die ausländischen Truppen und Militärberater (500 französische Soldaten und 78 amerikanische «Experten») kurzerhand nach Hause. Besorgt stellten darauf die USA fest, daß man von den Linkstendenzen des neuen 28-jährigen Mannes mit seinen grauen Hosen, seinem gelben Pullover ohne Jacke, ohne Kragen, ohne Krawatte, ohne Hut oder Mütze «nicht den besten Eindruck habe».

In der Folgezeit tat Kong Le nichts, diesen «schlechten Eindruck» zu verwischen, im Gegenteil! Er verfügte bereits nach vier Tagen den Rücktritt der Regierung Somsanith. Zwar wurde Prinz *Suvanna Phuma* zum Ministerpräsidenten ernannt, das Innenministerium aber bekam Quinim Pholsena, von dem man nicht recht weiß, ob er Kommunist oder Sozialist ist;

sein Amt als Führer der neutralistischen «Friedenspartei» empfiehlt ihn nicht gerade.

Somit war die Lage Suvanna Phumas nach seiner zweiten Rückkehr ebenso wenig beneidenswert wie vorher, zumal sich der stärkste Mann des gestürzten Kabinetts, General *Phumi Nosavan*, nicht genügend ästiniert fühlte und Suvanna Phuma die Verhandlungsbereitschaft mit den Kommunisten im Grunde niemals verziehen hatte.

## Der beleidigte General Phumi Nosavan

So ging er in die Opposition und proklamierte in Savannakhet eine Gegenregierung. Wie üblich in solchen Fällen, riefen beide Regierungen den Ausnahmezustand aus, man stand erneut mitten im Bürgerkrieg. Der General, von Thailand unterstützt, rückte langsam auf Vientiane vor. Überhaupt fühlte sich Thailand durch die Entwicklung in Laos schon längst bedroht. Außerdem ist Thailands Verteidigungsminister Marschall Sarit ein Verwandter Phumis. Er würde im benachbarten Laos einen befreundeten Militärdiktator auf entsprechendem Posten durchaus begrüßen.

So belieferte man das Regime Phumi Nosavan in Südlao mit allerhand nützlichen Dingen – die Flugzeuge stellte Nationalchina – und schnitt Vientiane vom Außenverkehr de facto ab. Suvanna Phuma, durch die Lebensmittel- und Erdölknappheit der Hauptstadt in arger Bedrängnis, ging zur russischen Botschaft, wo er natürlich sofort Verständnis fand. Schließlich waren ja im Kongo einige Maschinen frei geworden. So begann also die «Entwicklungshilfe am Fallschirm», wie man das neue, von Hanoi aus gestartete Unternehmen nannte. Sie beschränkte sich nicht auf die Hauptstadt, sondern versorgte vor allem die Pathet Lao-Verbände mit «allem Nötigen».

Jetzt wollten auch die Amerikaner, die bislang nach jedem Arrangement die geprellten Zahler geblieben waren, für ihr Geld endlich Besseres sehen. Während die Hauptstadt innerhalb von zwei Tagen drei verschiedene Regierungen erlebte und Prinz Suvanna Phuma mit seiner Familie schließlich nach Kambodscha floh, ließ man General Nosavan marschieren. Kong Le machte zwar noch den operettenhaften Vorschlag, man solle sich gegenseitig auf einem neutralen Kampfplatz mit gleichen Waffen und gleicher Truppenstärke unter gleichen Bedingungen in «edlem Wettstreit» messen, doch erklärte ihm der General brüsk, man werde ihm den Prozeß machen, falls man ihn erwische. Soweit kam es nun aber auch wieder nicht, denn beide Seiten hatten wenig Lust, «das Weiße im Auge des Feindes zu sehen», sondern begnügten sich mit Artilleriebeschuß aus der Ferne.

Bezeichnend ist das Erlebnis eines Journalisten, der, wie die deutsche Wochenzeitung «Die Zeit» berichtet, in einer Gefechtspause auf eigene Faust einen Spähtrupp durchführte. Er wollte erkunden, in wessen Händen nun eigentlich der Flugplatz von Vientiane sei. Er fuhr mit seinem Wagen los und fand an einer Straßenkreuzung die Vorhut General Nosavans – einen Panzer und ein paar Lastwagen, die weiterer Befehle harrierten. Der Journalist setzte seinen Weg ins Niemandsland fort, bis er nach etwa drei Kilometern an der Zufahrt des Flughafens auf einen einzelnen feindlichen Panzer stieß. Er unterhielt sich mit dem Kommandanten und fuhr dann denselben Weg, den er gekommen war, wieder in die Stadt zurück. Eine Stunde später wiederholte er seine Tour. General Phumis Vorhut harrierte an der gleichen Stelle immer noch weiterer Befehle. Inzwischen aber war der Panzer, der den Flugplatz bewachen sollte, durch Artillerie außer Gefecht gesetzt worden. Der Journalist erzählte dem Führer der Vorhut, daß der Vormarsch völlig gefahrlos sei. Innerhalb einer Stunde war der Flugplatz besetzt und die Schlacht von Vientiane entschieden ...

Am 16. Dezember konnte Nosavan in die stark zerstörte Hauptstadt einziehen und am 26. des gleichen Monats wurde die neue Regierung Bun Um durch königliches Dekret ernannt. Die Schlacht war entschieden, aber der Krieg noch längst nicht gewonnen. Kong Le, der nach Norden ausgewichen war, nahm am 1. Januar 1960 durch Handstreich mit

400 Soldaten gegen 1 300 des Generals die wichtige «Plaine des Jarres», auf der laufend sowjetische Maschinen landen. Während seither die kommunistischen Verbände, mit denen sich Kong Le vereinigte, von Norden her weitere Vorstöße unternahmen, begann Kennedy ein zähes Verhandlungsspiel und leitete damit eine neue Phase ein, um der «laotischen Zustände» Herr zu werden.

### Soll Laos neutral sein?

Am Anfang aller Diskussionen über Laos steht die große Frage: Kann Laos wirklich neutralisiert werden? Die Meinungen darüber sind natürlich geteilt. Das Land selbst ist mit zwei Millionen Einwohnern erstaunlich unterbevölkert, die Armee besteht aus nur 26 000 Mann. Wie bereits erwähnt, verführt ein so schwaches Land ohne politisches Eigengewicht in einer strategisch wichtigen Lage leicht zu einer ausländischen Einmischung.

Das befürchtet vor allem Thailand.

► Hier herrscht ausgesprochene Kommunistenangst. So äußerte sich während der Konferenz der militärischen Berater der SEATO Mitte November der Vertreter Thailands äußerst scharf und betonte, sein Land habe den Glauben an die SEATO durch die jüngsten Ereignisse nahezu verloren.

► Dazu kommt die lange gemeinsame Grenze, die Untergrundbewegung im eigenen Land und das berechtigte Mißtrauen, das man kommunistischen Versprechungen allenthalben entgegenbringt, so auch der Versicherung Pekings, es würde ein neutrales Laos akzeptieren. Dergleichen Unternehmungen konnten nur zu einer Stärkung der Kommunisten führen, mit denen jede Zusammenarbeit mehr als gefährlich sei, was die Regierungsperioden *Suvanna Phuma* hinlänglich bewiesen hätten.

► Bangkok wird in dieser Ansicht zudem durch die sowjetische und vietnamesische Hilfestellung bestärkt. Das Gegenargument, China habe sich bislang herausgehalten, verfängt nicht; denn eine direkte Intervention Chinas könnte bei der Angst, die man in Südostasien vor diesem unheimlichen Nachbarn hat, eine weltpolitische Katastrophe heraufbeschwören. Im Notfall würde zwar Peking den zündenden Funken durchaus nicht scheuen, Mao Tse-tung erklärte ja schon vor Jahren gegenüber *Suvanna Phuma* zynisch, selbst wenn es zu einem dritten Weltkrieg mit Atomwaffen käme, würden immer noch 200 Millionen von über 600 Millionen Chinesen übrigbleiben! Im Moment muß Peking freilich stillehalten, weil Moskau andere Sorgen hat.

Während daher Thailand, die Philippinen und bis vor kurzem auch die USA von einem «neutralen» Laos ihre eigenen Vorstellungen hatten, glauben die Briten, Franzosen, Indianer und Australier immer noch an eine wirkliche Neutralisierung des Krisenherdes.

Ihre Schlüsselfigur ist und bleibt *Suvanna Phuma*.

1901 geboren, studierte er längere Zeit in Frankreich und ist von Beruf eigentlich Ingenieur. Er ist eine ruhige, ausgeglichene Persönlichkeit und wird von fast allen ausländischen Beobachtern als der einzige laotische Staatsmann von Format angesehen. Würde man ihm den Rücken stärken, anstatt ihn durch ständige prowestliche Putschversuche in die Arme der Pathet Lao zu treiben, so könnte er genauso gut wie Prinz Sihanuk Vorodom in Kambodscha wohl mit den Kommunisten fertig werden. Fraglich bleibt natürlich die Haltung Pekings und Hanois. Für Peking könnte der neutrale Pufferstaat Laos tatsächlich eine Lücke in seinem Sicherheitsgürtel schließen und der thailändische Außenminister Thanat Khoman meinte selbst unlängst zu dem Einwand, daß Druck Gegendruck erzeuge und die thailändische Haltung zu einem aktiven Eingreifen Hanois führen könnte: «Es ist nicht unbedingt gesagt, daß Hanoi eingreift.»

Das aber ist der springende Punkt! Die Ereignisse haben bewiesen, daß der Ostblock zwar mit *Suvanna Phuma* einverstanden wäre, einen eindeutigen prowestlichen Kurs unter *Bun Um* aber unbedingt zu verhindern sucht. Wenn man daher in Laos überhaupt zu einer friedlichen Lösung kommen will, dann nur unter einem gestärkten *Suvanna Phuma*. Ansonsten bliebe nur eine Teilung des Landes, von der man in Bangkok spricht, oder ein zweites Korea. Von solchen Erwägungen sind vor allem die Briten und Franzosen ausgegangen.

Langsam scheint sich Kennedy ihnen anzuschließen.

Ben, wie überhaupt seine bisherigen Aktionen auf dem «Tatort», den ihm die kampfbereiten Republikaner hinterließen, äußerst geschickt waren.

Er weiß nur zu genau, daß selbst seine Fallschirmjäger von Okinawa zwar sehr gut mit Atomwaffen umgehen können, aber einem Dschungelkrieg nicht gewachsen sind. Aus der Erkenntnis, daß bei einem solchen Manöver stets der Westen den kürzeren zog, faßte er zwar den Entschluß, sofort mit einer Ausbildung entsprechender Dschungelelitruppen zu beginnen, doch möchte er sie nur im Ernstfall einsetzen. Während er außerdem durch militärische Vorbereitungen nachdrücklich demonstrierte, daß er im Notfall zu allem bereit sei, ließ er im Stillen die bisherigen amerikanischen Pläne weitgehend fallen und schickte die Briten und vor allem Nehru als Vermittler vor, demgegenüber Außenminister Rusk erklärte, der wünschenswerteste Weg aus der Krise sei eine Neutralität nach österreichischem Vorbild!

Nehru ließ sich die Chance, als Vermittler auftreten zu können, denn auch nicht entgehen. Am 27. März führte Botschafter Menon eine 65 Minuten dauernde Unterredung mit Chruschtschow, bei der sich Menon im wesentlichen für die britischen Vorschläge einsetzte, die Moskau aufforderten, gemeinsam mit Großbritannien einen Appell auf sofortige Feuereinstellung an die kriegführenden Parteien in Laos zu richten. Anschließend würde dann die internationale Waffenstillstandskommission für Indochina (Polen, Kanada und Indien) zusammentreten. Erst wenn diese Kommission den tatsächlichen Waffenstillstand festgestellt hätte, solle eine internationale Konferenz nach sowjetischem Vorschlag anberaumt werden. Kennedy und de Gaulle stimmten diesem Vorschlag «bis auf kleine Unterschiede» zu. Man wollte durch konziliantes Auftreten Moskaus Interessen entsprechen. Kontaktversuche mit *Suvanna Phuma* in Paris und London verliefen ebenfalls positiv.

Nicht ganz überraschend hat Moskau daher den westlichen Vorschlägen weitgehend zugestimmt. In einer Antwort an Botschafter Sir Frank Roberts vom 1. April regt Moskau vor allem die Einberufung einer erweiterten internationalen Laos-Konferenz für Anfang April in der Hauptstadt Kambodschas, Pnom Penh, an. Die internationale Kontrollkommission soll außerdem so schnell wie möglich in Neu-Delhi den beiden Vorsitzenden der Indochina-Konferenz, der Sowjetunion und Großbritannien, Bericht erstatten, ohne daß aber dadurch die erwähnte Vierzehn-Mächte-Konferenz verzögert würde.

### Nach dem Beispiel Österreichs?

Man hat bei der «Genugtuung», mit der dieser Schritt Moskaus allgemein entgegengenommen wurde, doch leicht den peinlichen Eindruck, es handle sich um die letzte Planke, an die sich sämtliche Überlebende nun mit deutlich kundgetanem Zweckoptimismus klammern. Dabei hat Moskau nicht einmal allzu viel aufgegeben; denn die Lage in Laos ist so verfahren, daß Rußland eigentlich nur mehr händereibend zuzuschauen braucht, wie die Dinge dem letzten bösen Ende zutreiben. Die zielbewußte Pathet Lao hat ihre Stützpunkte so weit ausgedehnt, daß nicht einmal mehr die traurig bewährte Teilung ernstlich in Frage zu kommen scheint. Die Positionen des Ostens sind gesichert, während Kennedy zunächst einmal Luft braucht. Das hat er nun bekommen, mehr nicht; denn eine «Neutralität nach dem Vorbild Österreichs» ist für Laos doch wohl ein Wunschtraum! Das «kleine verschlammte Dschungelkönigreich» kann sich in absolut keiner Weise mit Österreich messen!

Es fragt sich außerdem, wie weit es Amerika gelingen wird, innerlich umzudenken und den wirklich neutralen Kräften um *Suvanna Phuma* die Wege zu ebnen. Ohne Zusammenarbeit mit der Pathet Lao wird es nicht gehen. Kann Amerika aber Laos tatsächlich innerlich so stark machen – mit friedlichen Mitteln natürlich –, daß es sich mit diesem Bazillus in der Brust nicht die Todeskrankheit holt? Vor zwei Jahren wäre das vielleicht noch möglich gewesen, aber heute? Das Land steht vor

dem wirtschaftlichen Ruin. Haben die Amerikaner bislang 65 Prozent des Budgets gestopft, so werden es fortan kaum weniger sein. Außerdem hat Laos kein geistiges Profil. Während sich ehrgeizige Adelshäuser um die Vormacht streiten und sich dabei jeweils mit den für sie am lautesten plädiierenden Parteien verbinden, steht das Volk apathisch abseits und will nichts als seine Ruhe. Wahrsager und Zauberer haben auf militärische Aktionen genauso viel Einfluß, wie die Voraussagen der Wetterstationen. Zwar ist der Buddhismus Staatsreligion und das Schlagwort «Ein Volk – eine Religion» taucht überall auf. Die Amerikaner unterstützen demnach auch bereitwillig den Buddhismus, weil sie in ihm eine Waffe gegen den Kommunismus sehen. Doch dürften sie sich auch hier getäuscht haben; denn der aufrechte Buddhist kümmert sich wenig um die Politik. Er sucht Erlösung! Immerhin, es gibt bereits eine kleine Gruppe, die im Kommunismus genauso einen Weg ins Nirwana sieht, wie im Buddhismus ...

Verhängnisvoll ist daher die kleine Zahl der Katholiken, die im öffentlichen Leben kaum Bedeutung besitzen. Es bestehen zwei Apostolische Vikariate: Vientiane und Thakhek. Das 1952 errichtete Apostolische Vikariat Vientiane zählt 14 101 Katholiken und wird von den Oblaten betreut. Im Apostolischen Vikari-

## Bücher

**Liesel Nikolaus: Die Liturgien der Ostkirche.** Herder-Verlag, Freiburg-Basel-Wien, 1960.

Es hat bisher bei den meisten Katholiken beinahe als Axiom gegolten, daß katholisch und lateinischer Ritus zwei Dinge seien, die sich unfehlbar decken müßten. Begreiflicherweise, denn man hörte und sah kaum jemals etwas von den anderen Riten. Um so erfreulicher ist es, daß nun immer mehr Publikationen erscheinen, in denen versucht wird, die verborgenen Schätze der nichtlateinischen Riten breiteren Kreisen zugänglich zu machen. Pfarrer N. Liesel, der am Orientalischen Institut in Rom studiert hatte und auch eine Zeitlang als Priester in der Diözese Saratow an der Wolga wirkte, darf zweifellos als ein Mann angesehen werden, der Gelegenheit hatte, die verschiedenen Riten aus nächster Nähe zu studieren und auch das notwendige Verständnis für sie aufbringt. Sein Buch bietet, wenn auch leider nur im Auszug, die wichtigsten Gebetstexte aus den Meßfeiern von zwölf verschiedenen Riten. Es erscheint uns als besonders wertvoll, daß zu jedem Ritus vier Tafeln beigegeben sind, die den schematischen Aufbau der heiligen Handlungen darlegen, sowie eine Karte, auf welcher das Verbreitungsgebiet des entsprechenden Ritus zu ersehen ist. Auf diese Weise findet sich auch der Uneingeweihte sehr bald einmal im Aufbau der uns sonst fremd anmutenden Liturgien zurecht. Es ist auch ohne weiteres möglich, an Hand der aufgeführten Texte eine Meßfeier in dem entsprechenden Ritus verfolgen zu können. Das Buch ist also nicht nur für das Studium, sondern auch für den praktischen Gebrauch ohne Schwierigkeiten verwendbar. Wir finden darin die schönsten Perlen östlicher Frömmigkeit, von denen wir hier nur den berühmten Hymnus der Cherubim aus der byzantinischen Liturgie wiedergeben wollen:

«Da wir im heiligen Geheimnis die Stelle der Cherubim vertreten und der alles Leben schaffenden Dreifaltigkeit den Lobgesang des Dreimalheilig singen, laßt uns alles irdische Sinnen und Trachten beiseite legen.» – «Denn wir dürfen ja den König des Alls in unserer Mitte aufnehmen, ihn, der von der Engel Heerscharen auf Speeren unsichtbar einhergetragen wird, Alleluja, Alleluja, Alleluja!» (Seite 182.)

Wir können jedoch einen Nachteil dieses Buches nicht verschweigen. Es ist zugleich als Textbuch für eine Reihe von Lichtbildserien gedacht, was zur Folge hat, daß verschiedene Riten, die man in sich sehr gut hätte zusammenfassen können, einzeln dargelegt werden. (Dies ist zum Beispiel der Fall bei dem russischen, ruthenischen und melchitischen Ritus, die ja Afterriten des griechischen bzw. byzantinischen Ritus sind und sich untereinander nur geringfügig unterscheiden.) Der dadurch verlorene Platz wurde durch Kürzungen der Gebetstexte wieder eingespart, wobei jedoch – und das ergab sich natürlich notwendig aus dem doppelten Zweck des Buches – immer die gleichen Gebete gekürzt wurden, während sich umgekehrt die anderen Texte viermal wiederholen. Wir hätten im Interesse einer größeren Vollständigkeit der Gebete der einzelnen Liturgien gewünscht, daß hier eine andere Lösung gefunden worden wäre.

at Thakhek mit 9 663 Katholiken arbeiten die Pariser Missionare. Die Lage der Mission wurde jedoch seit Anfang 1960 immer schwieriger. Im Oktober mußten mehrere Missionare ins Gebirge fliehen. Missionsstationen wurden geplündert und zerstört, und die Situation ist immer noch ernst. Erst unlängst wurde der französische Missionar Pater Dubroux beim Religionsunterricht erschossen. Natürlich gibt es Fortschritte. Seit Kriegsende stieg die Zahl der Katholiken von 3000 auf 23 764; aber die katholische Kirche kann mit den kommunistischen Erfolgen trotz aller Anstrengungen nicht mehr Schritt halten. Es fehlen vor allem Laienkräfte. So hat sich das Komitee der Internationalen Konferenz des Laienapostolats in Paris an alle Laien der Welt gewandt und sie aufgefordert, sich nach dem Beispiel des allzu früh verstorbenen Dr. Tom Dooley dort einzusetzen, wo persönliche Initiative nottut. Junge Menschen, junge Ehepaare, Lehrer – Unterricht wird in Französisch erteilt –, Journalisten – eine katholische Presse fehlt ganz – und Wissenschaftler werden gesucht. Ob sie mehr erreichen als die Dollarmillionen, die Kennedy allzu gerne sparen möchte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls würde sehr viel Mut dazu gehören, heute nach Laos zu gehen. Vielleicht aber wäre es wirklich einer Kraftprobe wert, der letzten wahrscheinlich, bevor der Vorhang fällt.

Josef Müller

In der Gesamtbeurteilung muß das Buch jedoch unbedingt empfohlen werden. Es ist eine bis jetzt einzigartige Darstellung der verschiedenen östlichen Riten und gibt als solche einen ausgezeichneten Überblick, der sowohl durch die Gliederung des Buches, als auch durch die beigegebenen Photos noch erleichtert wird!

R. Hotz

**Rahner Karl: Schriften zur Theologie.** Band IV. Benziger Verlag, Einsiedeln, 1960, 508 Seiten, Fr. 19.80.

Obwohl der strengen Systematik verpflichtet, erweist sich K. Rahner wie kein anderer als ein schöpferischer Theologe. Schöpferische, lebendige Theologie ist zwar nicht von allen geschätzt. Sie macht auf manche Leute den Eindruck, sie trübe nur überflüssig schon längst klare Erkenntnisse, erzeuge Unruhe und halte von Wichtigerem ab. Solche Leute, die alles nur von neuen Seelsorgsmethoden oder gar von der Kirchenpolitik erwarten, merken wohl nicht, daß eine lebendige, neugierige, suchende Theologie von heute daran arbeitet, daß die Verkündigung von morgen Geist und Herz der Menschen finde. Solche Theologie ist notwendig. Rahner beweist auch und leitet andere dazu an, daß eine solche Theologie eine geistvolle und frohe Angelegenheit ist. Was für durchschnittliche Christen und Schmalspurtheologen an dogmatischen Lehrsätzen meistens ziemlich zusammenhanglos herumliegt, gewinnt bei Rahner stets eine umfassende Schau und gerade darum ungeahnte Perspektiven. Die Vielfalt der Glaubensaussagen wird auf letzte Strukturen zurückgeführt, in denen das allumfassende Mysterium Gottes viel machtvoller und überwältigender zur Aussprache kommt, als wo der Geist nur auf die Vielfalt der Einzelsätze und ihre immer weitere Unterscheidung ausgeht. Im vierten Band werden wieder ganz zentrale Themen der Theologie aufgegriffen: Der Begriff des Geheimnisses, die Theologie der Menschwerdung, Natur und Gnade, die Theologie des Symbols, Wort und Eucharistie, Gegenwart Christi im Sakrament des Herrenmahls, das Leben der Toten, Theologie der Macht usw. Rahner zeigt, wie diese Themen geradezu starren von Fragestellungen, an die man leider selten herangeht. (geht man ihnen vielleicht aus dem Weg und betreibt dafür weniger gefährliche Mariologie?).

Die theologische Schau Rahners eignet sich auch besonders für die Auseinandersetzung mit der reformatorischen Theologie, indem theologische Schlagworte näher auf ihren Gehalt untersucht werden. Ein klassisches Beispiel dürfte der Artikel «Wort und Eucharistie» sein. Immer wieder wird in der Konfessionskunde die protestantische Kirche als die Kirche des Wortes und die katholische Kirche als die Kirche des Sakramentes dargestellt. Während für die protestantische Frömmigkeit die Kirche der heilige Ort ist, an dem Gottes Wort wirksam verkündigt wird, ist für die katholische Frömmigkeit so ungefähr seit Berengars Zeiten die Kirche der Ort, an dem stumm und scheinbar wortlos das Sakrament als die wortlose Gegenwart des Herrn anwesend ist. Rahner zeigt gerade am Sakrament der Eucharistie, wie dies eine Mißdeutung der katholischen Lehre ist. «Die Eucharistie ist in aller Wahrheit das Sakrament des Wortes schlechthin, der Absolutfall des Wortes überhaupt» (351).

Ein fruchtbares Gespräch mit den getrennten evangelischen Brüdern könnte durch eine solche Schau in Gang kommen.

A. E.

## Das eine ist sicher

Wir können uns nicht selbst erlösen. Wir genießen zwar den Wirtschaftsaufstieg, aber dicht daneben drängen Einsamkeit, Unzufriedenheit, Gespaltenheit, Krise, Not. Der einzige Ort, in dem dies aufgehoben wird, ist das Wort Gottes: die «Frohe Botschaft».

## Schutz gegen alle Krisen —

die «Frohe Botschaft» der Evangelien. Sie gehört in den Mittelpunkt einer Wohnung. Sie liegt auf der Kommode und auf dem Nachttisch. Sie ist Hand- und Hausbuch. Nicht in der gequälten Form kühl-rationalisierter, kaum lesbarer Westentaschenausgaben — nein, als eine Kostbarkeit in Ausstattung und unvergleichlich schöner Textgestaltung, wie sie Dr. Wilhelm Müller-Jurgens im Glock und Lutz Verlag Nürnberg herausbrachte:

## Die «Frohe Botschaft»

als «die schönste deutsche Evangelienausgabe». 414 Seiten Gesamtumfang, erlesene Schriften, Zweifarbendruck, hochwertiges schweizer Papier, vier seidene Lesebänder. In drei Ausgaben lieferbar: Ausgabe A: Ganzleder (Handelband) in Schuber 30,- DM. Ausgabe B: Ganzleinen, verbündig, in Kassette 20,- DM. Ausgabe C: Einzelbände (je 5,- DM).

## Maßgebliche Urteile

Papst Pius XII., Bischof S. K. Landersdorfer, Römische Schrift-Congregation, Gabriel Marcel, Elly Ney, Dr. Keckeis, Alois Winklhofer u. v. a. bewiesen ihren Beifall zur hervorragenden Leistung der Übersetzung, der Erläuterung und der Ausstattung.

## Ein Geschenk also

für sich selbst, für Ihre Freunde, für Weihnachten. Ihr Buchhändler legt die Ausgaben vor.

Wir legen dieser Nummer eine portofreie Geschäftsantwortkarte bei mit der freundlichen Bitte, uns Adressen zu vermitteln, an die wir Probenummern der «Orientierung» senden können. Zum voraus besten Dank!

Die Administration.

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 13.50/7.—. Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. — Dänemark: Jährl. Kr. 25.—. Einzahlung an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c I/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Rom. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 80.—. USA: Jährl. \$ 4.—.

Auf den Spuren der Apostel Paulus und Johannes:

## Studienreise nach Griechenland und Kleinasien

vom 2. bis 16. September 1961, 15 Tage, Flugpauschalreise

Wissenschaftliche Leitung: Pfarrer F. J. Zinniker, Luzern

Mehrere Tage Aufenthalt in Athen: Studium der antiken Kunstdenkmäler. Besichtigungsfahrt nach Eleusis, Delphi, Patras, Alt-Korinth, Mykenä, Epidaurus, Ausflug nach Kap Sounion, Flug nach der Insel Kreta, Rhodos und nach dem türkischen Izmir. Von Izmir aus Besuch der paulinischen Stätten von Ephesus und Pergamon. Besuch von Thessalonich, Kavalla und Philippi.

Kosten (alles inbegriffen): Fr. 1535.—

Programme und Anmeldeformulare vom

Interkonnessionellen Komitee für Biblische Studienreisen

Geschäftsstelle: Eugen Vogt, St. Karliquai 12, Luzern  
Telefon (041) 2 69 12

## Tyrolia-Neuerscheinung

Johannes Messner

## DER FUNKTIONÄR

SEINE SCHLUSSELSTELLUNG IN DER HEUTIGEN GESELLSCHAFT

312 Seiten, Leinen Fr. 24.—

Erstmals in der Literatur behandelt Prof. Messner die Schlüsselstellung dieser wichtigen Persönlichkeit in der heutigen Gesellschaft mit den bei ihm gewohnten weiten Perspektiven. Fragen und Probleme dieses zukunftsweisenden Buches sind u. a. der Aufstieg des Funktionärs aus der amorph geglaubten Massengesellschaft, sein wachsender Einfluss in den Parteien und Interessenverbänden, seine Machteinwirkung auf die Dynamik des gesamten Gesellschaftsprozesses, die Unerlässlichkeit des eingeschränkten Machtgebrauches sowie die Versittlichung dieser Macht.

Die Aktualität und Bedeutung dieses Werkes ist für Soziologen, Staatswissenschaftler, Sozialökonomien und Sozialethiker ebenso gegeben wie für alle jene, die mitten im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben stehen.

## Photoapparate - Reparaturen

**O. BUSCH** Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich